

Wirbel um Staudammbau im Nordsudan

Kristina Bergmann



Die Manasir wehren sich gegen die geplante Umsiedlung

Khartoum baut mit chinesischer und europäischer Hilfe einen gewaltigen Damm auf dem nördlichen Nil bei Karima. Ziel der Aufstauung des 170 Kilometer langen Nilabschnitts ist die Stromerzeugung. Rund 70 000 Anrainer werden umgesiedelt; sie scheinen die Opfer des Fortschritts zu sein.

Das Bauprojekt „Meroë-Damm“ ist mit hohen Zäunen abgeriegelt. Der Bauplatz befindet sich in der sudanesischen „Nordprovinz“ direkt am Nil, 800 Kilometer flussabwärts von Khartoum und 30 Kilometer östlich der Stadt Karima. Erst nach der Überwindung zahlloser Absperrungen und Polizeiposten zeigt sich das Ausmaß des Bauplatzes von rund drei Quadratkilometern. Auf einem Teil davon sind Container, Turbinen, überdimensionale Kabelrollen, Dreh- und Rüttelbohrer aufgereiht. Links und rechts der Hauptstrasse stehen die Wohnbaracken der Arbeiter - von 2000 Chinesen und 3000 Sudanesen. Noch vor Beginn der Schicht halten einige einen kleinen Markt ab. Verkauft werden außer Zigaretten, Medikamenten und Erdnüssen auch Mützen und Jacken, denn in diesem Spätherbst ist es ungewöhnlich kalt im Nordsudan. Andere Arbeiter stehen vor kleinen Buden an, um sich ihr Frühstück, Bohnenmus mit Fladenbrot und rohen Zwiebeln, zu holen.

Strom für alle?

Auf dem Bauplatz des Damms, der ursprünglich nach den in der Gegend lebenden Menschen „Hamdab-Damm“ benannt worden war, haben auch die sudanesischen Bauunternehmer und die ausländischen Firmen, die am Projekt mitwirken, Büros eingerichtet. Das größte gehört dem chinesischen Joint Venture „China International Water & Electric Corporation and Sinohydro Corporation“ (CCMD), in den kleineren befinden sich die deutsche Beratungsfirma Lahmeyer, die als Generalunternehmer den Bau des Damms koordiniert, die französische Firma Alstom, die Wasserkraftturbinen, Generatoren und ein Steuerungssystem liefert und installiert und die Schweizer Asea Brown Boveri AG (ABB), die die Transformatorenstationen für den Transport des erzeugten Stroms baut.

Container, Baracken und Büros stehen im Schatten der rasch wachsenden Staumauer. Ihr Mittelteil, die Schürze aus Beton, soll im kommenden Jahr die geplante Höhe von 67 Metern erreichen. Riesige Kräne beherrschen das Gelände und eine Flotte von Lastwagen karrt ununterbrochen Kies, Sand und Zement

heran. Links und rechts der Schürze wird ein je vier Kilometer langer Erd-Stein-Wall errichtet. Noch fließt der behäbige, schlammig braune Nil unter der Mauer hindurch, doch ab 2008 soll er ein Wasserreservoir von 170 Kilometern Länge und im Mittel vier Kilometern Breite aufstauen.

Ziel des Meroë-Damms ist die Stromerzeugung. Mit einer installierten Leistung von 1250 Megawatt ist er momentan das größte Wasserkraftprojekt in Afrika. Er soll jährlich 5,9 Millionen kW Strom produzieren. Damit wird die bis anhin schwache sudanesishe Stromproduktion etwa verdoppelt. Chinesische Firmen haben bereits zwischen Karima und der Hauptstadt Khartum, Karima und Port Sudan im Osten und Karima und



Obeid im Zentralsudan Hochspannungsmasten aufgerichtet. Die Kosten für den Damm werden laut Khartum auf 1,8 Milliarden Dollar veranschlagt. Dazu kommen die Ausgaben für die Stromverteilung, die Asphaltstrasse von Khartum nach Karima und die Nilbrücke zwischen Karima und ihrer Zwillingstadt Meroë. Über ihre Höhe schweigt sich die sudanesishe Regierung aus, erklärte aber, mit 600 Millionen Franken den Löwenanteil der gesamten Baukosten zu tragen. Bedeutendster ausländischer Financier ist mit 360 Millionen Franken die staatliche China Export-Import Bank. Banken aus Saudi Arabien, Oman, Kuwait und Abu Dhabi tragen die übrigen Kosten.

Als Khartum vor wenigen Jahren beschloss, den Meroë-Damm zu bauen, argumentierte es, dass nur eine massive Erhöhung der Stromproduktion die Entwicklung der Randregionen vorantreiben könne. Tatsächlich liegt die Ursache sämtlicher Bürgerkriege im Sudan, der beigelegten im Süden und im Osten und des noch andauernden in Darfur, in der Marginalisierung. Doch Kritiker des Damms bezweifeln, dass der produzierte Strom in die abgelegenen Gegenden des Sudans gelangen werde. So ist die Stromversorgung Richtung Norden nur bis zum 300 Kilometer von Karima entfernten Dongola geplant. Das nördlich gelegene, 400 Kilometer lange Unternubien bleibt vom Entwicklungsprojekt ausgeschlossen. Khartum, Obeid und Port Sudan sind hingegen die drei „Metropolen“ Sudans; dort ist der Lebensstandard relativ hoch und dort stehen bereits Fabriken und Raffinerien zur Verarbeitung des sudanesischen Rohöls.

Verbannung in die Wüste

Amri al-jadida, Neu-Amri, heisst der Ort, der für die Ethnie der „Amri“ südwestlich von Karima und 20 Kilometer vom Nil entfernt in der Bayyuda-Wüste gebaut wurde. Die ursprüngliche Heimat der 15000 Amri war der vierte Nilkatarakt, also 30 Kilometer östlich des Staudamms. In Neu-Amri wachsen weder Sträucher, noch Bäume, dafür bläst ununterbrochen ein scharfer Wind. Die Häuser in Amri al-jadida sind alle gleich - egal, wie groß die Familien sind. „Mit drei Zimmern für Familien von durchschnittlich zehn Mitgliedern sind sie jedenfalls zu klein“, meint Ali Askouri, der Präsident des „Leadership Office of Hamdab-Dam Affected People“ (LOHAP). LOHAP hat sich zum Ziel gesetzt, insbesondere für die Manasir, die noch am Nil leben, bessere Umsiedlungsbedingungen herauszuholen.

Hinter den Einheitshäusern von Amri al-jadida liegen Höfe, doch sie sind zu schmal für die übliche Tierhaltung. „Die sudanesishe Regierung hat sich nie die Mühe genommen, die Umsiedler nach ihren Wohnwünschen zu fragen“, sagt Askouri. Am schlimmsten sei die Unfruchtbarkeit des Bodens von Neu-Amri; nur Viehfutter für Kamele kann hier angebaut werden. „Noch leben wir von den

Kompensationen, die uns die Regierung gezahlt hat“, erklärt eine Frau und ihr langer farbiger Schal bläht sich im Wind. Für jede verlorene Dattelpalme haben die Umsiedler umgerechnet 30 Franken erhalten. „Wenn das Geld aufgebraucht ist, gehen die Männer nach Khartum und versuchen dort, als Straßenhändler oder auf dem Bau Geld zu verdienen“, sagt Askouri. Leben werden sie in den Slums, die die Hauptstadt wie ein breiter Ring umgeben.

Trotz der offensichtlichen Nachteile bewertete die deutsche Firma Lahmeyer die Umsiedlungsprojekte als positiv. In Tat und Wahrheit waren bereits vor Beginn des Staudammbaus 2002 die Spannungen der betroffenen drei Volksgruppen Hamdab, Amri und Manasir gewachsen. Das erste Mal entluden sie sich 2003, als zahlreiche Hamdab aus dem Dorf Korgheli gegen ihre geplante Umsiedlung protestierten. Polizisten setzten Tränengas und Plastikgeschosse ein. Mehrere Personen wurden verletzt. Später zerstörte die Polizei Wohnhäuser, schloss die Grundschule und die Krankenstation, um die Bewohner zum Verlassen von Korgheli zu zwingen. 2004 wurden flussaufwärts mehrere Gegner verhaftet. Der sudanesischer Energieminister erklärte damals selbstsicher, sie würden freigelassen, sobald die Bewohner in ihre Umsiedlung einwilligen würden.

Vor dem Untergang

Nach Khartums bewährtem Motto „divide et impera“ gelang es, den Widerstand der kleinen Volksgruppen Amri und Hamdab zu brechen. Heute leben im zukünftigen Gebiet des Stausees nur noch die rund 50 000 Manasir. Ihre Heimat ist das „Dar al-Manasir“; es zieht sich 130 Kilometer durch die unwegsamste Gegend des nubischen Nils hin. Ihr Herzstück umfasst 14 Inseln; wegen ihnen und dem felsigen Gelände fließt der Nil hier schnell und an manchen Stellen sogar reißend. Per Schiff ist das Dar nicht zu erreichen, und große Fähren können hier nicht verkehren. Auch vor dem Dammbau gehörte das Dar al-Manasir zu den am meisten vernachlässigten Gegenden des Sudans. Es gibt dort weder Strom, noch fließend Wasser, noch eine Asphaltstrasse, noch Telefonzentralen und nur wenige Schulen. Ein Grund ist die Abgelegenheit, ein anderer, dass kein Regierungsmitglied von den Manasir abstammt.

Von Karima aus ist das Dar nur über eine schlechte Piste zu erreichen. Sie führt über eine Hochebene, wo die von den englischen Kolonialherren erbaute und heute still gelegte Bahnlinie liegt. Nach drei Stunden Fahrt fällt die Piste kurvenreich ins Niltal ab. Zwischen den buckligen Steinen tut sich der Blick auf das schmale, tiefe Flusstal auf. In Dutzenden Kurven schlängelt sich der Strom durch Klippen und Riffe. Die dunklen steinigen Ufer werden nur von winzigen Feldern aufgelockert. Die Manasir bauen Weizen, Gerste, Zwiebeln und Auberginen an. An den Rändern der Äcker stehen Palmen. Die besten Datteln werden frisch verzehrt, die guten dienen getrocknet als Vorrat und die schlechten als Viehfutter.



Im Weiler Ashamin lebt der Antikenwärter Hamid. Wie die übrigen Dörfer ist Ashamin mit seinen großzügigen Höfen aus Stampflehm elegant in die hüglige Landschaft eingebettet. Hamids Haus liegt am Abhang; mitten im Hof und in den Räumen ragen schwarze Granitfelsen aus dem Boden. Die Manasir sind bekannt für ihr bautechnisches Talent; auch in unwegsamem Gelände wird eine von Manasir errichtete Mauer vollkommen gerade. Manche Eingänge sind bunt bemalt; verantwortlich dafür zeichnen Frauen und

Kinder. Das Portal von Hamids Haus trägt geometrische Muster; in den Farben rot, schwarz und weiß sticht es grell aus der ockerfarbenen Umgebung.

Hamid passt auf die alte Burg von Ashamin auf. Die Manasir nennen sie „Ridab“, doch in den Geschichtsbüchern sucht man vergeblich nach ihrem Ursprung. Ihre noch existierenden Mauern aus Granitsteinen liegen hoch über dem Nil. Vermutlich stammt Ridab wie die übrigen Festungen der Gegend aus dem 16. Jahrhundert, als von jedem Schiff, das sich durch die Stromschnellen kämpfte, Zoll gefordert wurde. Gleichzeitig waren die Burgen Zufluchtsorte. Die Nachbarn der Manasir, die Shaigiya, gingen nämlich auf Raubzug, sobald die Manasir ein Boot gekapert hatten. Die Shaigiya leben flussabwärts und sind bis heute den Manasir, den Hamdab und den Amri zahlenmäßig und politisch überlegen. Aus ihrer Ethnie entstammen mehrere Regierungsmitglieder, wie beispielsweise Sudans Vizepräsident Ali Osman Taha. Die wichtigen Posten beim Bau und bei der Verwaltung des Meroë-Damms sind fest in den Händen der Shaigiya; die Manasir sind hingegen leer ausgegangen.

Angst vor einer neuen Front?

Die Insel Shiri hebt sich wie ein riesiger Felsbrocken aus dem Nil. Wasser und Wüste trennt ein schmales grünes Band von Feldern und Gärten, doch das Innere der Insel ist steinig und trocken. Am Ostufer der Insel liegt der Hauptort gleichen Namens, dort lebt einer der bekanntesten Dammgegner, der Lehrer Hassan Sadik. Im Jahr 2004 war er verhaftet worden. „Ich bin nicht gegen den Damm per se. Doch wie alle hier will ich meine neue Heimat selbst aussuchen“, sagt Sadik. Anstatt wie die Amri und die Hamdab in die Wüste abgeschoben zu werden, wollen die Manasir rund um den Stausee siedeln. Besonders geeignet scheint ihnen das ebene Gelände bei der Eisenbahnlinie.

Als die Regierung diese Forderungen hörte, stellte sie sich taub. Sie bot den Manasir schlechtes Land bei der 200 Kilometer vom Dar entfernten Stadt ad-Damer an und verbot jegliche Neuansiedlung am See. Weiter schickte sie Milizen zu den Manasir, als diese Streit mit chinesischen Bauarbeitern bekamen. Es scheint eine Spezialität der schwachen sudanesischen Regierung zu sein, befreundete Stämme aufzurüsten und auf feindliche zu hetzen. Erst in diesem Sommer änderte Khartum seinen Konfrontationskurs und gab sechs Orte am See zur Besiedlung frei. Hauptgrund für das Nachgeben waren offenbar die heftigen Auseinandersetzungen zwischen Dammgegnern und Polizisten im April. Letztere hatten drei Einheimische bei einem Protest erschossen; die Regierung bekam es mit der Angst zu tun. „Wir sind entschlossen, für unsere Rechte zu kämpfen“, sagt hingegen Sadik. Um ihn hat sich eine Schar Schulmädchen versammelt. Lachend und gleichzeitig grimmig recken sie ihre Fäuste in die Luft. Die Entschiedenheit und Solidarität der Manasir überraschte die Regierung, die mit den Hamdab und den Amri ein relativ leichtes Spiel gehabt hat. Zudem fürchtet sie nichts mehr, als dass sich im Sudan eine weitere Kriegsfront bildet.

2009 soll der Damm eingeweiht werden. „Vorher werden Polizisten und eventuell Soldaten und Milizen kommen, um uns zu vertreiben“, sagt Sadik. Haben wir bis dahin keine anständigen Häuser und fruchtbares Land, werden wir mit unseren Dörfern untergehen.“

Nachtrag:

Der Damm erreichte im Januar 2009 seinen beabsichtigten Wasserstand. Alle Bewohner hatten damals willentlich oder unfreiwillig ihr Land verlassen - niemand ging unter. Anfang Februar wurden die ersten beiden Turbinen in Betrieb genommen. Die letzten beiden Turbinen gingen im April 2010 ans Netz.